

## EIN HEINE-SUBTEXT IN FRANZ WERFELS ›DER TOD DES KLEINBÜRGERS‹

Von Sarah Fraiman-Morris (Universität Bar Ilan)

In Franz Werfels Erzählung ›Der Tod des Kleinbürgers‹ (1926) findet sich eine ungewöhnliche Szene, die bis jetzt von der Kritik nicht zufrieden stellend interpretiert worden ist. Die uralte Mutter einer jüdischen Nebenfigur erscheint am Krankenbett ihres getauften Sohnes und zitiert in groteskem Ton ein Heine-Gedicht. Von den Kritikern, welche sich speziell mit dieser Erzählung befassen,<sup>1)</sup> erwähnen nur Tober<sup>2)</sup> und Colin<sup>3)</sup> diese Szene, wissen jedoch kaum etwas mit ihr anzufangen. Colin macht die Szene richtig im Kontext von jüdischer Identität fest, liest jedoch den Text so oberflächlich, dass sie ihn völlig missversteht. In Friedrich Charles Ellerts Dissertation ›The Problem of the Jews in Werfel's Prose Works‹ wird die Szene nicht erwähnt, und auch mein Vergleich der Erzählung mit Tolstojs ›Der Tod des Iwan Illjitch‹ (2004) geht nicht auf sie ein.<sup>4)</sup>

Die Mehrzahl von Werfels Texten ist in ernstem Ton gehalten. Nur ab und zu – so in den Erzählungen ›Eine blassblaue Frauenschrift‹ (1940) ›Das Trauerhaus‹ (1927), ›Der Tod des Kleinbürgers‹ (1926) und zeitweise auch im Drama ›Spiegelmensch‹ (1920) – wird er von einem ironisch-satirischen verdrängt. Dahinter verbirgt sich meist eine Selbstironisierung Werfels.<sup>5)</sup> Ich möchte im Folgenden zeigen, dass sich in dieser Szene komplexe und ambivalente Gefühle Werfels seinem Judentum gegenüber manifestieren, ähnlich denen Heines, dessen Schriften

1) AMY COLIN, Werfels Metapsychologie des Geheimnisses, in: Unser Fahrplan geht von Stern zu Stern. Zu Franz Werfels Stellung und Werk, hrsg. von JOSEPH STRELKA und ROBERT WEIGEL, Bern, N. Y., Wien 1992; – MARTIN DOLCH, Vom „Kleinbürger“ zum „Übermenschen“. Zur Interpretation von Franz Werfels ›Der Tod des Kleinbürgers‹, in: Literatur in Wissenschaft und Unterricht V (1972), S. 127–143; – KARL TOBER, Franz Werfel: Der Tod des Kleinbürgers, in: Der Deutschunterricht 17 (1965), S. 66–84.

2) TOBER, Franz Werfel (zit. Anm. 1), S. 81.

3) COLIN, Werfels Metapsychologie des Geheimnisses (zit. Anm. 1), S. 32.

4) FRIEDRICH CHARLES ELLERT, The Problem of the Jew in Werfel's Prose Works, Phil. Diss., Stanford 1956; – SARAH FRAIMAN-MORRIS, Franz Werfels ›Der Tod des Kleinbürgers‹ als Variation von Tolstojs ›Der Tod des Iwan Illjitch‹, in: Sprachkunst 35 (2004), 2. Halbband, S. 225–238.

5) DIES., Assimilation, Verrat und versuchte Wiedergutmachung. Zum Identitätsprozess bei Franz Werfel, Stefan Zweig und Joseph Roth, in: Seminar 34,3 (2003), S. 209; – DIES., Franz Werfels ›Der Tod des Kleinbürgers‹ als Variation‹ (zit. Anm. 4), S. 232 und 237f.

Werfel bestimmt kannte, wie das Zitieren des Heine-Gedichtes nahelegt.<sup>6)</sup> Werfel sah offenbar in Heine, trotz bedeutender Unterschiede in Persönlichkeit und Lebensumständen beider Dichter, einen Parallellfall bezüglich seiner Stellung zwischen Judentum und Christentum.

Heine steht am Beginn, Werfel am Ende der Emanzipationsphase des deutschen Judentums. Trotz dieses Unterschiedes zeigt ihre historische Situation erstaunliche Parallelen. Heine wuchs im Rheinland in einer für seine Zeit relativ toleranten Atmosphäre auf. „Heines Familie gehörte zu der Minderheit deutscher Juden, die durch das revolutionäre und danach durch das napoleonische Frankreich in den Genuss der bürgerlichen Gleichstellung gekommen sind.“<sup>7)</sup> Heines Situation zu Beginn des Neunzehnten Jahrhunderts ist somit vergleichbar derjenigen Werfels im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts. Beide erlebten eine fast vollständige Gleichberechtigung der Juden, welche dann langsam rückgängig gemacht wurde.<sup>8)</sup> Nach dem Wiener Kongress (1815) nahm der Antisemitismus spürbar zu, und Heine litt darunter<sup>9)</sup>; ebenso litt später Werfel unter dem zunehmenden Antisemitismus nach dem Ersten Weltkrieg. 1819 ging die *Hep-Hep* Bewegung durch Deutschland<sup>10)</sup>. Sie inspirierte Heine zu seiner ersten Tragödie, ›Almansor‹ (1820). Der Ausschluss der Juden von akademischen Lehrämtern (1822) resultierte in einer Reihe von Übertritten zum Christentum, unter anderem (neben Eduard Gans, Moses Moser und Leopold Zunz) dem Heines im Juni 1825.

Auch Werfel erlebte einen anwachsenden Antisemitismus in den zwanziger und dreißiger Jahren, dem aber nicht mehr durch die Taufe ausgewichen werden konnte. Im Gegensatz zu Heine war Werfel ein religiöser Mensch.<sup>11)</sup> Er fühlte sich vom Christentum – genauer: vom Katholizismus – angezogen<sup>12)</sup>, verwarf aber die Taufe, da sie für ihn einem Verrat an dem zunehmend unter antisemitischem Druck stehenden Judentum gleichgekommen wäre.<sup>13)</sup> Heine und Werfel empfanden eine

<sup>6)</sup> Siehe PETER STEFAN JUNGK, Franz Viktor Werfel. Eine Lebensgeschichte, Frankfurt/M. 1987, S. 31. Werfel erwähnt in einem Essay (ursprünglich eine Rundfunkrede) über ›Das Gedicht und seine Gegner‹ Klopstock, Goethe, Hölderlin, Novalis, Lenau und Mörike, Heine jedoch nicht, vermutlich, weil er in ihm noch vor dem Lyriker den engagierten Schriftsteller, wie er sich selbst sah, schätzte. FRANZ WERFEL, Zwischen Oben und Unten. Prosa, Tagebücher, Aphorismen, literarische Nachträge, hrsg. von ADOLPH D. KLARMANN, München und Wien 1975, S. 534ff. – Im Folgenden zit. unter der Sigle OU.

<sup>7)</sup> HARTMUT KIRCHER, Heinrich Heine und das Judentum, Bonn 1973, S. 97; – siehe auch MANFRED WINDFUHR, Heinrich Heine. Revolution und Reflexion, Stuttgart 1976, S. 7.

<sup>8)</sup> Zur historischen Situation zu Beginn des 19. Jh.s siehe KIRCHNER, S. 23–37; – JEFFREY SAMMONS, Heinrich Heine. A Modern Biography, Princeton 1979, S. 30ff.

<sup>9)</sup> KIRCHER, Heinrich Heine (zit. Anm. 7), S. 101 und 106.

<sup>10)</sup> Ebenda, S. 115; – GERHARD HÖHN, Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk, Stuttgart 1997, S. 34.

<sup>11)</sup> WERFEL, Theologumena (OU, 110); – DERS., Interview über den Gottesglauben (OU, 605–611); – ANITA NIKICS, Das Religiöse in Franz Werfels früher Prosa, in: Numinoses und Heiliges in der österreichischen Literatur, hrsg. von KARL-HEINZ AUCKENTHALER, Bern u. a. 1995, S. 151 und 162ff.

<sup>12)</sup> JUNGK, Franz Viktor Werfel (zit. Anm. 6), S. 68.

<sup>13)</sup> OU, 155; – SARAH FRAIMAN-MORRIS, Verdrängung und Bekenntnis. Zu Franz Werfels jüdischer Identität, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 53,3 (2003), S. 348.

enge Verbundenheit mit dem jüdischen Volk im Sinn einer Schicksalsgemeinschaft. Werfels Vorliebe für den Katholizismus widersprach dieser Verbundenheit ebenso wie Heines aus praktischen Gründen vollzogene Taufe. Heines anti-religiöse Haltung, die ihm auch die Taufe zu einem „gleichgültigen Akt“ machte<sup>14)</sup>, ließ ihn zwar – nach einer Phase intensiver Auseinandersetzung mit seinem jüdischen Erbe zwischen 1822 und 1825, sichtbar in ›Der Rabbi von Bacherach‹ – bis 1848 vom Judentum einen gewissen Abstand nehmen. Seine innere Verbundenheit mit dem jüdischen Volk manifestiert sich jedoch auch in dieser Phase:<sup>15)</sup> immer wieder bringt er jüdische Figuren oder Probleme zur Sprache. Er geißelt den Antisemitismus, karikiert jüdische Renegaten, beschreibt satirisch-liebevoll jüdische Tradition – so im neunten Kapitel der ›Bäder von Lucca‹ (1829) den Sabbat feiernden Moses Lump: „er sitzt vergnügt in seiner Religion und seinem grünen Schlafrock wie Diogenes in seiner Tonne.“<sup>16)</sup> Heine findet immer wieder positive Worte für das jüdische Volk, so im vierten Teil des ›Börne‹-Buches (1840): „In der That, die Juden sind aus jenem Teige, woraus man Götter knetet [...]. Die Juden sind das Volk des Geistes.“<sup>17)</sup>

Jeffrey Sammons hat mit Recht auf Heines Tendenz hingewiesen, sich zu fiktionalisieren<sup>18)</sup>. Da Heines Texte außerdem oft ironisierenden Charakter haben, ist es schwierig, zu eindeutigen Urteilen über ihn zu gelangen. Paradox erscheint sicher seine Ambivalenz in den Jahren 1820 bis 1825, als er sich intensiv mit jüdischer Geschichte und Tradition beschäftigte und dabei gleichzeitig die Taufe erwog. Sein ›Almansor‹ (1822) ist eine Auseinandersetzung mit dem Renegatentum, auch mit dem jüdischen Heines, und der maurische Protagonist ein deutliches Spiegelbild Heines<sup>19)</sup>.

Das Thema des Renegatentums beschäftigte Heine auch in seinem nächsten Werk, dem Roman ›Der Rabbi von Bacherach‹, an dem er 1824 zu arbeiten begann. Heine beabsichtigte, das Gedicht ›Almansor‹ (1825) in den Roman einzufügen<sup>20)</sup>. Es thematisiert die (erst gegen Ende des Gedichts einsetzende) Reue des Mauren Almansor über seine Taufe. Heine zeigt hier die Problematik eines solchen Schrittes: Was auf der bewussten Ebene als Sieg erscheint, erweist sich im Unbewussten als Niederlage.<sup>21)</sup> Aber Heine fügte das Gedicht nicht in den Roman ein, sondern veröffentlichte es erst 1827 im ›Buch der Lieder‹. Das Thema des Renegatentums blieb dennoch im Subtext des ›Rabbi‹-Romans bestehen, in der Figur des Rabbi Abraham, des Vertreters der jüdischen Tradition, der seine von einem Pogrom

<sup>14)</sup> KIRCHER, Heinrich Heine (zit. Anm. 7), S. 118 und 122.

<sup>15)</sup> „His Jewishness remained a significant fraction of his cultural consciousness and poetic imagination.“ SAMMONS, Heinrich Heine (zit. Anm. 8), S. 110.

<sup>16)</sup> HEINRICH HEINE, Werke und Briefe. Bd. 3, hrsg. von HANS KAUFMANN, Berlin 1961, S. 313.

<sup>17)</sup> Ebenda, Bd. 6, S. 202.

<sup>18)</sup> SAMMONS, Heinrich Heine (zit. Anm. 8), S. 4–8.

<sup>19)</sup> KIRCHER, Heinrich Heine (zit. Anm. 7), S. 192.

<sup>20)</sup> Ebenda, S. 207.

<sup>21)</sup> “[...] what had been lightly accepted in walking life is felt as nightmarish humiliation in the subconscious mind, or the soul, that speaks in our dreams.“ STEGBERT S. PRAYER, *Heine's Jewish Comedy*, Oxford 1983, S. 85.

bedrohte Gemeinde heimlich verlässt. Praver weist darauf hin, dass Heines Entwürfe zum ›Rabbi von Bacherach‹ das Problem des Renegatentums betonen, und schreibt: „The poet was clearly weighing the implications of his own baptism“, und „Indeed, the rabbi’s abandonment of his congregation makes him a renegade too, although in a different sense [...]“<sup>22</sup>). Hessing stellt fest, dass Heine diesen literarischen Text aus der weiblichen Perspektive der schönen Sarah erzählt anstatt aus der üblichen männlichen, und interpretiert dies richtig als bewusste Distanznahme Heines von seinem Protagonisten, mit dem ihn die problematische Flucht aus der jüdischen Gemeinschaft verbindet.<sup>23</sup>) In der Figur des Rabbi Abraham verbirgt sich eine vielleicht unbewusste Selbstkritik Heines. Selbstkritik verbirgt sich ebenfalls im 1825 geschriebenen und den getauften Eduard Gans kritisierenden Gedicht ›An einen Abtrünnigen‹.<sup>24</sup>)

Auch in der ›Harzreise‹, verfasst 1824 und publiziert zwischen 1826 und 1827, taucht das Thema der Taufe auf. Heine beschreibt das Besteigen des Ilsensteins, eines ungeheuren Granitfelsen, auf dessen Spitze ein großes eisernes Kreuz steht, wo nach der Sage das Schloss der Prinzessin Ilse gestanden habe und wo, so berichtet er, ihn ein Schwindel erfasste:

[...] und ich sicher, vom Schwindel erfaßt, in den Abgrund gestürzt wäre, wenn ich mich nicht in meiner Seelennot ans eiserne Kreuz festgeklammert hätte. Dass ich in so mißlicher Stellung dieses Letztere getan habe, wird mir gewiß niemand verdenken.<sup>25</sup>)

Heine bezieht sich hier auf seine im Sommer 1825 erfolgte Taufe, die in ihm ein permanent schlechtes Gewissen hinterließ. Heine wusste, dass sich die Romantik „längst der Reaktion verschrieben, sie wird dem Juden nichts Gutes bringen, und diese Drohung setzt er nun in Szene – er zeichnet ein groteskes Bild von der Angst, vor der das eiserne Kreuz, eine Flucht in das Christentum, als letzte Rettung erscheint“<sup>26</sup>). Bei der ersten Publikation dieses Textes in der Zeitschrift ›Der Gesellschafter‹ (1826) lautete der letzte Satz dieser Stelle noch (anders als oben zitiert): „und bis jetzt habe ich es nicht bereut“; für die Buchfassung änderte Heine dies<sup>27</sup>). Viele Äußerungen Heines nach seiner Taufe dokumentieren seine negativen Gefühle dem Christentum gegenüber und sein Bereuen dieses Schrittes, der ihm nichts brachte.<sup>28</sup>)

<sup>22</sup>) Ebenda, S. 95.

<sup>23</sup>) JAKOB HESSING, *Der Traum und der Tod. Heinrich Heines Poetik des Scheiterns*, Göttingen 2005, S. 233ff.

<sup>24</sup>) Heine hatte sich vor Gans taufen lassen. PRAWER, *Heine’s Jewish Comedy* (zit. Anm. 21), S. 14 und 16. – Zur jüdischen Selbstkritik, siehe SALCIA LANDMANN, *Der jüdische Witz und seine Soziologie*, in: *Jüdische Witze*, hrsg. von DERS., München 1962, S. 47.

<sup>25</sup>) HEINE, *Werke und Briefe* (zit. Anm. 16), Bd. 3, S. 80.

<sup>26</sup>) HESSING, *Der Traum und der Tod* (zit. Anm. 23), S. 206.

<sup>27</sup>) PRAWER, *Heine’s Jewish Comedy* (zit. Anm. 21), S. 110; – SAMMONS, *Heinrich Heine* (zit. Anm. 8), S. 109.

<sup>28</sup>) HANS KAUFMANN, *Heinrich Heine. Geistige Entwicklung und künstlerisches Werk*, Berlin und Weimar 1976, S. 106f.; – KIRCHER, *Heinrich Heine* (zit. Anm. 7), S. 117–123; – PRAWER, *Heine’s Jewish Comedy* (zit. Anm. 21), S. 16; – SAMMONS, *Heinrich Heine* (zit. Anm. 8), S. 109; – HESSING, *Der Traum und der Tod* (zit. Anm. 23), S. 258f.

Auch Werfel lebte in einer ständigen Ambivalenz der Gefühle, doch bei ihm stritt ein echtes Hingezogensein zum Katholizismus gegen seine Verbundenheit mit dem jüdischen Volk.<sup>29)</sup> Deshalb erstaunt es, dass Werfels jüdischer Protagonist in ›Der Tod des Kleinbürgers‹, Herr Schlesinger, sich nicht aus religiösen, sondern, wie Heine, aus pragmatischen Gründen hatte taufen lassen: „Ich habe für die heilige Jungfrau optiert. [...] Es ist besser fürs Fortkommen.“<sup>30)</sup> Herr Schlesinger ist nicht Werfel, sondern eher Heine nachgebildet. Werfel karikiert im getauften Versicherungsagenten Schlesinger den jüdischen Assimilanten und Konvertiten, wie auch Heine in seinen Werken immer wieder diesen Typus selbstkritisch verspottet, so Don Enrique und Pedrillo in ›Almansor‹, den Marchese Gumpelino und Hirsch Hyazinth in ›Die Bäder von Lucca‹ (1829) oder Don Isaak Abarbanel in ›Der Rabbi von Bacherach‹ (1840).<sup>31)</sup> Sie alle, ebenso wie Herr Schlesinger, erscheinen als Verkörperung von Heines Worten gegen Ende des ersten Buches in ›Ludwig Börne‹: „Aber da die Annahme desselbigen [des Evangeliums] nur Selbstbetrug, wo nicht gar Lüge ist und das angeheuchelte Christentum mit dem alten Adam bisweilen recht grell kontrastiert, so geben diese Leute dem Witze und dem Spotte die bedenklichsten Blößen. Oder glauben Sie, daß durch die Taufe die innere Natur ganz verändert worden? Glauben Sie, daß man Läuse in Flöhe verwandeln kann, wenn man sie mit Wasser begießt?“<sup>32)</sup>

Auch der getaufte Herr Schlesinger versteht sich weiter als Jude. So sagt er unvermittelt im Gespräch mit dem Kleinbürger Karl Fiala: „Wir Juden rauchen zuviel.“ Sofort aber korrigiert er: „Pardon! Ich bin gar kein Jud, wenn Sie das zur Kenntnis nehmen wollen. Ich habe für die heilige Jungfrau optiert.“ (18). Colin behauptet, Schlesinger verheimliche seine jüdische Herkunft, während er hier deutlich unaufgefordert von dieser Herkunft spricht. Da es jedoch im antisemitischen Kleinbürgermilieu im Wien der zwanziger Jahre nicht ratsam war, sich als Jude zu zeigen, betont Schlesinger dem Christen gegenüber sein Christentum und bereut seinen *faux pas*: „Schlesinger erschrickt sichtlich über seine Worte. Er wird sehr ernst und duckt sich zusammen“ (18). Schlesinger benutzt, wie Heine und viele andere konvertierte Juden, auch weiterhin jiddischen Jargon (so *Schlemihl*, *Schnorrer*, S. 17), der einen integralen Bestandteil seines Wesens, seiner Identität bildet.

Ein bedeutendes Detail weist auf den Bezug von Werfels ‚Konvertiten aus pragmatischen Gründen‘ zu Heine hin: Auf dem Spitalbett des todkranken Schlesinger liegen außer der ›Neuen Freien Presse‹, der Zeitschrift der liberalen assimilierten Juden Wiens, zwei pikante Romane und eine „große Ausgabe der Heineschen Gedichte in Goldschnitt [...]“. Dieser Band bildete Schlesingers Erinnerung an

<sup>29)</sup> Zu einer eingehenden Analyse von Werfels jüdischer Identität und seiner Beziehung zum Christentum, siehe FRAIMAN-MORRIS, Verdrängung und Bekenntnis (zit. Anm. 13) S. 339–354.

<sup>30)</sup> FRANZ WERFEL, Der Tod des Kleinbürgers, in: DERS., Erzählungen II, hrsg. von ADOLF KLARMANN, Frankfurt/M. 1952, S. 18.

<sup>31)</sup> Das Verspotten der Täuflinge wurde im 19. Jahrhundert wegen der häufigen Konversionen ein beliebtes Thema (LANDMANN, Der jüdische Witz, zit. Anm. 24, S. 32).

<sup>32)</sup> HEINE, Werke und Briefe (zit. Anm. 16), Bd. 6, S. 108.

die Jugend. Er hatte einmal neben Gebetbüchern die Bibliothek seiner Eltern in dem kleinen böhmischen Städtchen vorgestellt“ (38). Werfel kennzeichnet damit die Entwicklung des österreichischen Judentums von einer traditionellen, religiös orientierten Lebenshaltung zur vollständigen Assimilation an die deutsche Kultur. Neben den Gebetbüchern existierte im Haus Schlesinger als erste Annäherung an diese Kultur ein Gedichtband des deutsch-jüdischen Dichters Heine. Dieser Gedichtband des getauften Juden Heine bedeutete schon der nächsten, oft ebenfalls getauften Generation das letzte Band zum Judentum, denn die Gebetbücher wurden durch deutsche Kultur- oder Pseudo-Kulturwerte, durch die liberale Presse und „pikante“ Romane ersetzt.

Der todkranke Schlesinger hat nicht die Kraft zu lesen. Er legt Zeitungen und Romane weg, nur den Gedichtband lässt er auf seiner Decke liegen, als ob dieser Band ihm die Gebetbücher, neben denen er einmal gestanden hatte, ersetzte. Am Lebensende scheint sich bei Schlesinger, wie bei Heine,<sup>33</sup> eine gewisse Sehnsucht nach seiner jüdischen Vergangenheit einzustellen, weshalb der Heineband für ihn fast sakralen Charakter annimmt. Dann, wie als märchenhafte Erfüllung seines Wunsches nach der Verbindung mit seiner Vergangenheit, öffnet sich plötzlich die Türe, und seine Mutter erscheint. Sie wird jedoch von Werfel, dem antisemitischen Stereotyp entsprechend, als „ein ganz kleines Weib“, als „zwergenhaft“, ja karikaturmäßig gezeichnet: „So klein war die Greisin, dass ihr verschlissener Samtpompador, den sie in der Hand schleppte, fast den Boden berührte“ (38). Auch ihre Art zu sprechen entspricht dem Stereotyp der jüdischen Sprechweise, gefärbt vom Jargon, „in singendem Tonfall“. Hier manifestiert sich bei Werfel eine gewisse Internalisierung antisemitischer Vorstellungen durch die diesen Vorstellungen ausgesetzten Juden. Im folgenden Dialog zwischen Mutter und Sohn zeigen sich weitere jüdische Eigenheiten, so das Beantworten einer Frage mit einer Frage:<sup>34</sup> „Mammerl, was gibt es Neues?“ „Was wird es Neues geben?“ (39), oder die obsessive Besorgnis um das Essen, die sich von einer Frage: „Hast du auch gut zu essen, mein Kind?“ zur Aufforderung „Mein Kind, du sollst essen! Iss, mein Kind!“ und schließlich zur in diesem Kontext absurden Bemerkung „Du sollst essen, essen ist gesund!“ (39) steigert. Hier haben wir es übrigens mit einem weiteren Heine-Subtext zu tun, sagt doch die alte Mutter in Heines ›Deutschland. Ein Wintermärchen‹ in Caput XX zum sie nach vielen Jahren besuchenden Sohn:

„Mein liebes Kind, wohl dreizehn Jahr'  
Verflossen unterdessen!  
Du wirst gewiß sehr hungrig sein –  
Sag an, was willst du essen?“

Über der Szene schwebt eine distanzierende Ironie, doch dahinter spürt der Leser des Erzählers Sympathie mit der Mutter Schlesingers, die ungeachtet ihres Alters

<sup>33</sup>) Siehe ›Hebräische Melodien‹; ›Geständnisse‹; siehe auch MANFRED WINDFUHR, Heinrich Heine (zit. Anm. 7), S. 278–281.

<sup>34</sup>) Zu dieser jüdischen Eigenheit, siehe LANDMANN, Der jüdische Witz (zit. Anm. 24), S. 255.

und ihrer Schwäche voller Fürsorge ihrem kranken Sohn „Kücherln“ mitgebracht hat, die der Sohn immer gerne aß (39). Auch Heine karikiert gewisse jüdische Figuren in seinen Werken mit viel Sympathie, so Hirsch Hyazinth in ›Die Bäder von Lucca‹ oder Nasenstern und die Schnapper Elle in ›Der Rabbi von Bacherach‹. Diese an den Witz grenzende Form von Ironie dient bei Heine wie bei Werfel als Schutzmaßnahme; nach Salcia Landmann ist der jüdische Witz „eine Form, mit der eigenen seelischen Wehrlosigkeit fertigzuwerden“<sup>35</sup>); nach Sartres psychologischer Analyse entspringt „die spezifische jüdische Ironie, die zumeist auf Kosten des Juden selbst geht und die das ständige Bemühen darstellt, sich selbst von außen zu sehen“<sup>36</sup>), dem Wunsch des Juden, sein Anderssein zu verleugnen.

Heines und Werfels ironisierende Darstellung von jüdischen Figuren entspringt diesem Versuch, durch unnachsichtige Selbstbeobachtung nicht zu dieser Gruppe gezählt zu werden. Beide nahmen eine partielle Außenstellung im Judentum für sich in Anspruch, indem sie sich in gewissem Sinne der christlichen Gemeinschaft zurechneten. Heine war protestantisch getauft und identifizierte sich mit der liberalen Weltanschauung des Protestantismus<sup>37</sup>). Werfel betrachtete sich als christusgläubigen Juden.<sup>38</sup>) 1929 trat er aus der jüdischen Gemeinschaft aus, um Alma Mahler zu heiraten<sup>39</sup>). Dennoch blieb Heine dem Judentum in einem ethnischen Sinn verbunden. Ein Jahr nach seiner Taufe schrieb er in ›Die Nordsee‹: „[...] Nationalerinnerungen liegen tiefer in des Menschen Brust, als man gewöhnlich glaubt“<sup>40</sup>). Aus ähnlichen Gründen weigerte sich Werfel, sich taufen zu lassen. In den dreißiger Jahren schrieb er in einem offenen Brief: „Ich bin nicht getauft! Ich werde mich niemals taufen lassen! Ich habe niemals vom Judentum fortgestrebt, ich bin im Denken und Fühlen ein bewusster Jude!“ (OU 595).

Heines und Werfels Position der Distanz von und zugleich einer Nähe zum Judentum resultieren bei beiden in ambivalenten Gefühle dem Judentum gegenüber, die sich in Heines ›Der Rabbi von Bacherach‹ in Figuren wie Nasenstern, der Schnapper Elle und Don Isaak Abarbanel und in ›Die Bäder von Lucca‹ in Hirsch Hyazinth manifestieren, die Heine mit viel Sympathie karikiert. Auch bei Werfel

<sup>35</sup>) Ebenda, S. 22.

<sup>36</sup>) JEAN PAUL SARTRE, Betrachtungen zur Judenfrage, in: DERS., Psychoanalyse des Antisemitismus, Zürich 1948, S. 86f. (zit. nach KIRCHER, Heinrich Heine, zit. Anm. 7, S. 248f.).

<sup>37</sup>) SAMMONS, Heinrich Heine (zit. Anm. 8), S. 109.

<sup>38</sup>) Zum theologischen Aspekt seiner Christusgläubigkeit, siehe WERFEL, Theologumena (Christus und Israel), OU, 150–161; – VINCENT J. GÜNTHER, Franz Werfel, in: Deutsche Dichter der Moderne, hrsg. von Benno von Wiese, Berlin 1969; – KARL HEINRICH REGENSDORF, Zwischen Sinai und Golgatha, in: Tribüne 11, Heft 42 (1972); – MARGARITA PAZI, Franz Werfel zwischen Selbstdarstellung und Wunschvorstellung, in: The Jewish Self-Portrait in European and American Literature, hrsg. von H. J. SCHRADER (= *Conditio Judaica* 15), Tübingen 1996, S. 58ff.; – GUNTER E. GRIMM, Ein hartnäckiger Wanderer. Zur Rolle des Judentums im Werk Franz Werfels, in: Im Zeichen Hiobs. Jüdische Schriftsteller und deutsche Literatur im zwanzigsten Jahrhundert, hrsg. von G. E. GRIMM und PETER BAYERSDÖRFER, Königstein 1985, S. 263–266; – FRAMAN-MORRIS, Verdrängung und Bekenntnis (zit. Anm. 13) S. 345ff.

<sup>39</sup>) JUNGK, Franz Viktor Werfel (zit. Anm. 6), S. 180.

<sup>40</sup>) KIRCHER, Heinrich Heine (zit. Anm. 7), S. 264.

finden sich widersprüchliche Darstellungen des Judentums: nicht nur karikiert er in ›Der Tod des Kleinbürgers‹ Schlesingers jüdische Mutter mit positiven Untertönen; im selben Jahr kritisiert er im Fragment ›Pogrom‹ (1926) die schmutzige Umgebung des Hodower Rabbis, beschreibt aber den orthodoxen Ostjuden Israel Elkan als äußerst positive Gestalt. In ›Oben und Unten‹ skizziert Werfel später den autobiographischen Hintergrund der in ›Pogrom‹ festgehaltenen Begegnung mit dem Wunderrabbi ebenfalls ambivalent: „Der Alte ist höchst imposant, viele Gesichter unter seinen Jüngern prachtvoll, der Schmutz und das Elend grauenhaft“ (OU 696f.).

Ähnlich wie in Heines ›Rabbi von Bacherach‹ das Thema des Renegatentums schon im ersten Teil von 1825 unterschwellig mitschwingt, so auch im ersten Teil von Werfels ›Pogrom‹, wo der getaufte Protagonist, Baron von Sonnenfels, sich langsam seiner verdrängten jüdischen Identität bewusst wird<sup>41</sup>). Werfel, der Alma Mahler seit 1917 kannte, kam ab Beginn der zwanziger Jahre unter verstärkten Druck, sich taufen zu lassen, denn Alma ließ sich im Oktober 1921 scheiden, und Werfel führte sie in Prag seinen Eltern offiziell vor<sup>42</sup>). Zur gleichen Zeit wuchs aber auch die antisemitische Stimmung in Europa, so dass Werfel hin- und hergerissen wurde: einerseits wollte er Alma gefällig sein, andererseits aber hinderten ihn die seine jüdische Identität verstärkenden politischen Umstände daran, seinem Hingezogensein zum Katholizismus entsprechend zu handeln. Werfels liebevolle Karikatur der jüdischen Mutter Schlesingers ist deutlicher Ausdruck dieser Ambivalenz seiner jüdischen Identität gegenüber.

Die Szene artet allerdings ins Groteske aus: als der Sohn der Mutter den Heine-Gedichtband als Zeichen seiner Verbundenheit mit der böhmischen Heimat, mit seiner Kindheit und der Welt der Alten zeigt („Mammerl! Siehst du? Das ist noch aus Kralowitz“), „da geschah etwas Unbeschreibliches und Grauenhaftes“ (39). Sie beginnt, eines der Gedichte „altklug wie in der Schule aufzusagen“. Grotesk scheint, dass die Greisin ausgerechnet das folgende Gedicht (aus dem Gedächtnis und deshalb leicht verändert) aufsagt:

Ich bin die Prinzessin Ilse  
Und wohne am Ilsenstein,  
Komm mit mir mein Geliebter,  
Und lass uns glücklich sein.

Colin unterstellt Schlesinger ein ödipales Verhältnis zur Mutter, „die eine starke erotische Anziehungskraft auf ihn ausübt“<sup>43</sup>). Angesichts der greisenhaftigen Hässlichkeit der Alten ist eine solche Behauptung absurd. Colin begründet ihre Interpretation damit, dass ihm die Mutter im Traum erscheine und „in leicht anzüglicher Kleidung“. Sie missversteht den verschlissenen Samtpompador, den die Alte wegen ihrer Winzigkeit fast am Boden nachschleppt, als Kleid statt als Handtasche. Als die Alte aufgeregt am Pompador nestelt, um die Kücherln heraus-

<sup>41</sup>) FRAIMAN-MORRIS, Verdrängung und Bekenntnis (zit. Anm. 13) S. 340–345.

<sup>42</sup>) JUNGK, Franz Viktor Werfel (zit. Anm. 6), S. 131.

<sup>43</sup>) COLIN, Werfels Metapsychologie des Geheimnisses (zit. Anm. 1), S. 32.

zuziehen, hätte genaues Lesen dieses Missverstehen beheben können. Doch Colin ist nur daran interessiert, diesen Text in ihre Theorie einzufügen. Sie interpretiert den wirklich stattfindenden Krankenbesuch als Traum (wohl weil es am Ende des Besuches heißt: „Die Erscheinung war fort“, 40) und das Gedicht freudianisch als „eine geheime [erotische!] Wunscherfüllung“ Schlesingers.

Weshalb lässt Werfel Schlesingers alte Mutter ausgerechnet dieses Gedicht deklamieren, dessen erste Strophe in der ›Harzreise‹ lautet:

Ich bin die Prinzessin Ilse  
Und wohne im Ilsenstein,  
Komm mit nach meinem Schlosse,  
Wir wollen selig sein.<sup>44)</sup>

Die Prinzessin spricht in der zweiten Strophe zu einem sorgenkranken Gesellen, den sie trösten will und der dadurch seine Schmerzen vergessen solle. Dies passt auf die Situation des kranken Sohnes und der ihn umsorgenden, tröstenden Mutter. Die Wahl ausgerechnet dieses Gedichtes von Seiten des Erzählers wäre somit teilweise verständlich. Doch die Parallelisierung der hässlichen Alten mit der jungen, schönen Prinzessin Ilse erscheint dennoch absurd. Meiner Ansicht nach charakterisiert und karikiert Werfel in dieser Szene durch die abstruse Identifikation der alten Jüdin mit der jungen Prinzessin aus dem deutschen Sagenut die bekanntesten Bestrebungen der deutschen Juden seit der Aufklärung, sich über ihre jüdische Eigenheit – welche sie als minderwertig, ja hässlich empfanden – hinwegzusetzen und einem deutschen Wunschbild zu entsprechen.<sup>45)</sup> Der deutsche Jude will seine „Hundeexistenz“ loswerden und zum Prinzen avancieren. Dass diese Verwandlung nie gelingen kann und bloß lächerlich wirkt, manifestiert sich in der sich als germanische Prinzessin wahnenden verschrumpelten alten Jüdin. Heine hat die jüdische Hundeexistenz in seinem späten Gedicht ›Prinzessin Shabbat‹ in ›Hebräische Melodien‹ dargestellt; allerdings verwandelt sich bei ihm der Jude bloß am Shabbat und nur temporär in einen Prinzen.

Eine latente erotische Komponente in der ersten Strophe des Ilse-Gedichtes ist nicht zu leugnen. Sie ist jedoch nicht buchstäblich, sondern symbolisch zu verstehen: sie reflektiert die Sehnsucht des Juden nach der germanischen Prinzessin, ähnlich dem Schiffer im Loreley-Gedicht, der an der Sehnsucht nach der blonden Sagengestalt zugrunde geht.<sup>46)</sup>

<sup>44)</sup> HEINE, Werke und Briefe (zit. Anm. 16), Bd. 3, S. 77.

<sup>45)</sup> Ihre Emanzipation war nur möglich durch Aufgeben der jüdischen Eigenheit, welche von der christlichen Umgebung als minderwertig eingestuft wurde. Siehe dazu BARBARA FISCHER, Residues of Otherness. On Jewish Emancipation during the Age of German Enlightenment, in: Insiders and Outsiders. Jewish and Gentile Cultures in Germany and Austria, ed. DAGMAR LORENZ, Detroit 1994, S. 30–38.

<sup>46)</sup> Heines ›Loreley‹ wurde auch als Symbol der Anziehung des Deutschtums für den Juden Heine interpretiert: so von JOST HERMAND, The Wandering Jew's Rhine Journey, in: Insiders and Outsiders (zit. Anm. 45), S. 39–46; – HÖHN, Heine-Handbuch 1997, S. 69. Höhn schreibt, Heines feenhafte Loreley erscheine als „Märchenprinzessin“ (S. 68), was meine Parallelisierung mit der Prinzessin Ilse unterstreicht.

Der Kontext, in welchem das Gedicht von der Prinzessin Ilse in der ›Harzreise‹ steht, bestärkt nun meinen Interpretationsansatz und ist wohl der Grund, weshalb Werfel dieses Gedicht wählte. Das mit dem Ilsenstein verbundene Gedicht weckt für den Heine-Kenner eine Assoziation zur Szene in der ›Harzreise‹, wo Heine seine Taufe zu rechtfertigen versucht, und tatsächlich erscheint das Gedicht etwa zwei Seiten vor dieser ominösen Stelle. Offenbar erinnerte sich Werfel zur Zeit der Niederschrift seiner Erzählung ›Der Tod des Kleinbürgers‹ der Situation Heines, der lange gekämpft hatte und schließlich „zu Kreuz gekrochen“ war<sup>47)</sup> oder, wie er in der ›Harzreise‹ schrieb, sich an dieses Kreuz geklammert hatte, was ihm „gewiss niemand verdenken“ konnte. Werfel wählte – bewusst oder unbewusst – das Heine-Gedicht von der Prinzessin Ilse nicht nur wegen des unmittelbaren Zusammenhangs der Tröstung eines Kranken durch eine liebende weibliche Figur und der allegorisch dargestellten Anziehungskraft des Deutschtums auf den Juden, sondern vor allem wegen des weiteren Kontexts, der die Möglichkeit einer – allerdings illusorischen – Rettung durch das Christentum aufzeichnet. Denn solche Assimilationsbestrebungen führten bei den meisten, wie bei Heine, nur zu Frustrationen. Der Jude kann sein ursprüngliches Wesen nie loswerden; die Verwandlung in einen Prinzen bleibt eine Selbsttäuschung. Der Schiffer im Boot, der sich beim Verschauen ins Andersartige verliert, geht unter. Deshalb zeichnete Heine in seinen späten Jahren die Rückkehr zum jüdischen Erbe als die einzige Möglichkeit der Erlösung. Durch intertextuelle Bezüge zu Heine deutet Werfel an, dass Schlesinger mit seinem Renegatentum auf die falsche Karte gesetzt hat.

Sicher hat Werfel die Taufe als problematischen Akt betrachtet. Das Thema des zwischen Judentum und Christentum stehenden Juden beschäftigte ihn in den Jahren nach der Rückkehr von seiner ersten Palästina-reise (1925), welche ihm sein jüdisches Erbe nähergebracht hatte<sup>48)</sup>, besonders stark. Vier Texte unmittelbar nach Werfels Rückkehr von der Palästina-reise setzen sich mit diesem Thema auseinander: das Fragment ›Pogrom‹ (1926), das Drama ›Paulus unter den Juden‹ (1926), die Erzählungen ›Der Tod des Kleinbürgers‹ (1926) und ›Das Trauerhaus‹ (1927). ›Pogrom‹ demonstriert die langsame Bewusstwerdung der jüdischen Identität eines getauften Juden. ›Paulus unter den Juden‹ zeigt die Auseinandersetzung zwischen dem jungen, das beginnende Christentum repräsentierenden Paulus und dem das Judentum repräsentierenden weisen Rabbi Gamaliel<sup>49)</sup>. In ›Das Trauerhaus‹ zeichnet Werfel den christusgläubigen Juden Max Stein, der sich trotz des Druckes der Umgebung nicht taufen lässt, als positive Figur; mit ihm identifizierte Werfel sich wohl am meisten.

›Der Tod des Kleinbürgers‹ kritisiert den Renegaten. Doch Herr Schlesingers Fall entspricht eher dem Heines als dem Werfels. Die trotz gegenteiliger Behauptungen<sup>50)</sup> nie stattgefunden Taufe Werfels wäre kein pragmatischer Schritt

<sup>47)</sup> Siehe sein Gedicht: ›An einen Abtrünnigen‹, geschrieben 1825/26.

<sup>48)</sup> JUNGK, Franz Viktor Werfel (zit. Anm. 6), S. 162f.

<sup>49)</sup> FRAIMAN-MORRIS, Verdrängung und Bekenntnis (zit. Anm. 13), S. 350.

<sup>50)</sup> JUNGK, Franz Viktor Werfel (zit. Anm. 6), S. 338f., 342f.; – LIONEL B. STEIMAN, Franz Werfel. The Faith of an Exile. From Prague to Beverly Hills, Waterloo, Ontario 1985, S. 165.

gewesen. Hier handelt es sich, wie oft bei Werfel, um eine absichtliche Verschleierung respektive Verfremdung. Sein Fall scheint jenem Heines und Schlesingers nicht zu entsprechen. Doch auch Werfel ist in gewissem Sinne ein Abtrünniger: er hat die Taufe erwogen und ist 1929 sogar aus der jüdischen Gemeinschaft ausgetreten. Fühlte sich Werfel des Renegatentums schuldig und versuchte er, eine Absolution dafür durch das Zitieren des Ilse-Gedichtes zu erhalten, in dem sich Verständnis für diesen Schritt und seine Vergebung am Todeslager des Abtrünnigen verbirgt? Oder hat Werfel diese Szene als Warnung für sich selber konzipiert, wobei das Sprachrohr der Warnung die mit dem jüdischen Erbe noch verbundene Mutter wäre, eine uralte Sybille, hässlich wie Cassandra, ein Medium höherer Weisheit, die sich nicht einmal bewusst ist, dass sie eine Wahrheit verkündet? Schlesingers Mutter ist möglicherweise eine tragisch-komische Parallele zur uralten Seherin in Werfels Jeremias-Roman ›Höret die Stimme‹ (1937), welche den seinem Judentum entfremdeten Protagonisten an sein Erbe mahnt<sup>51)</sup>. Die letzten Worte von Schlesingers Mutter in dieser kurzen Szene weisen in diese Richtung. Zu Beginn ihres Besuches hatte sie geklagt: „Mein Kind! Ich seh nicht, wie du aussiehst!“ (38) Am Ende des Besuches, nach Einbruch der Finsternis, sagt sie: „Mein Kind! Ich seh, dass du sehr schlecht aussiehst“ (40). Diese beiden Bemerkungen rahmen die Episode ein und erscheinen als paradox: in vollem Tageslicht sieht die Alte nicht, was sie später in der Dunkelheit wahrnimmt? Wie alle Seher sieht die alte Mutter mehr mit dem Herzen als mit den Augen. Und sicher enthüllt ihre Rezitation des Gedichtes die Absurdität des jüdischen Assimilationsbestrebens.

In ›Der Tod des Kleinbürgers‹ parallelisiert Werfel den Juden Schlesinger und die Hauptfigur der Erzählung, Karl Fiala: beide handeln aufgrund von materiellen Erwägungen anstelle von geistigen.<sup>52)</sup> Werfel kämpfte in allen seinen Schriften, in den literarischen und den theoretischen, gegen eine solche Haltung.<sup>53)</sup> Das Renegatentum des Herrn Schlesinger erinnert an den berühmtesten deutsch-jüdischen Konvertiten, an Heinrich Heine, und hat mit Werfels möglichem Renegatentum wenig gemeinsam. Dennoch spiegelt sich in der Figur Herrn Schlesingers eine gewisse Selbstkritik Werfels dafür, dass er eine Taufe und damit einen Verrat am jüdischen Volk nur erwägt. Dies erklärte auch den im Kontext der Szene schwer verständlichen böhmischen Kinderreim, den Schlesingers alte jüdische Mutter nach dem Ilse-Gedicht scheinbar unvermittelt aufspricht: „Houpaj, Cistaj, Kralowitz, | Unser Burscherl is nix nütz!“ (40). Er kann auf die Situation des im normalen Lebensprozess nicht mehr brauchbaren Kranken bezogen, ebenso aber als Kritik am Renegaten interpretiert werden.

<sup>51)</sup> FRAIMAN-MORRIS, Verdrängung und Bekenntnis (zit. Anm. 13) S. 353f.

<sup>52)</sup> Es ist auch nicht zufällig, dass beide gleichzeitig erkranken und dann im selben Spitalzimmer im Sterben liegen. Zu Karl Fialas materialistischer Lebenseinstellung, siehe ebenda.

<sup>53)</sup> ›Die christliche Sendung‹ (1917); ›Realismus und Innerlichkeit‹ (1930); ›Können wir ohne Gottesglauben leben?‹ (1931); ›Von der reinsten Glückseligkeit des Menschen‹ (1937). Siehe auch STEIMAN, Franz Werfel (zit. Anm. 50), S. 180–181.

Die Karikierung der jüdischen Mutter Schlesingers, der Werfel allerdings tiefgehende Wahrheiten in den Mund legt, ist symptomatisch für Werfels in den Zwanziger Jahren noch ambivalente Gefühle seinem jüdischen Erbe gegenüber. Unter dem zunehmenden Druck des Antisemitismus in den dreißiger Jahren wurden diese Gefühle eindeutiger, und mit späteren jüdischen Figuren wie dem Prophet Jeremias in ›Höret die Stimme‹ (1937) kehrte Werfel zu seinem Erbe zurück.<sup>54)</sup> Die scheinbar groteske Erscheinung der alten jüdischen Mutter Schlesinger in ›Der Tod des Kleinbürgers‹ enthält jedoch für Werfel psychologisch tiefgehende und schmerzliche Wahrheiten, die er – ähnlich der Traumarbeit – chiffriert und damit ihre Enthüllung erschwert.

---

<sup>54)</sup> FRAIMAN-MORRIS, Verdrängung und Bekenntnis (zit. Anm. 13) S. 349–354.